Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 177. Bromberg, den 31. August 1927.

Meta Gragert.

Roman von Minna Falk.

(15. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Vorläufig knöpfte Meta sich das Mieder auf, setzte sich in der entlegensten Zimmerecke in einen Korbstuhl, der seitwärts von ihrem Bett stand, und begann zu lesen.

Tyre schrieb:

„Liebe Meta Gragert,

es ist nicht korrekt, daß ich diesen Brief schreibe, ich weiß, und ich meine auch zu fühlen, wie Sie sich dagegen auflehnen in Ihrer gelegentlich recht herben Art, aber vielleicht werden Sie etwas versöhnlicher gestimmt sein, wenn ich Ihnen verrate, daß ich trotz allem bis auf den heutigen Tag auf eine Antwort von Ihnen gewartet habe. Ich habe allerdings selbst den Faden abgeschnitten und nicht einmal meine Adresse angegeben, aber Sie wußten meine alte, und Briefe werden bekanntlich nachgesandt.

So steht es, liebe Meta. Das Privileg, keine Logik zu haben, gehört zwar Euch Frauen, aber wir Männer verfügen auch nur in Ausnahmefällen über sie.

Zudem hat sich meine Voreingenommenheit gegen studierte Frauen weiter wesentlich gemildert. Ich habe hier in der Privat-Frauenklinik von Professor Berkenried — Sie werden den Namen am Kopf des Briefes bereits gelesen haben — eine Frauenärztin kennengelernt, die ein ganz vorzüglicher Mensch und durchaus nicht unweiblich ist. Im Gegenteil, Kinder, die ihre Mütter besuchen kommen, sitzen ihr sofort auf dem Schoß.

Das Fräulein Doktor heißt Elisabeth Rastner und ist der Liebling des gesamten Anwesens hier. Vom Chef des Hauses angefangen, bis zum letzten Krankenwärter und vollzähligen Küchenpersonal — alle Patientinnen selbstverständlich in erster Linie eingeschlossen — ist alles mehr oder weniger verliebt in diese Frau, die sich so vieler, teils recht lebhafter Sympathien kaum erwehren kann.

Ich hatte den Vorzug, mit Fräulein Dr. Rastner einige Abende und gelegentlich einen Sonntag zu verbringen, und muß zugeben, daß ich nach diesen vertraulichen Aussprachen kollegialer Art zu der Überzeugung gekommen bin, daß es ungemein viel für sich hat, wenn die Frau zur Frau gehen kann in manchen Nöten. Nur müßte der liebe Gott es nach meinem bescheidenen Urteil so einrichten, daß auf eine Frau an solchem Platz kein Mann reagiert. Wenigstens im Speziellen und Besonderen nicht. Meinetwegen könnte er ihre Haut nach Karbol riechen lassen, statt daß sie den Duft des Fleisches hat. Oder es müßte irgendwo sichtbar ein Muttermal vorhanden sein in Form eines kleinen Seziermessers etwa oder einer Lupe.

Verzeihen Sie, das ist meine aufrichtige Meinung und nicht etwa ein unangebrachter Scherz. Ich kann natürlich ebensowenig aus meiner Haut wie irgend ein anderer.

Das ist das Wesentliche, was ich Ihnen sagen wollte. Es ist mir eine Art Gewissenssache. Ob ich unsern Stand zueinander dadurch gebessert oder verschlimmert habe, weiß ich nicht. Das will ich Ihrem Urteil überlassen, das mir ungewöhnlich gesund scheint. Wenn ich so sagen darf — Ihr Urteil ist wie ein Paukenschlag. Bumm! ist es da, und niemand hält es auf. —

Wenn es Sie interessiert, kann ich Ihnen ganz privat nun noch berichten, daß meine Tätigkeit hier eine hochbefriedigende ist. Die Berkenriedsche Klinik steht mit an erster Stelle; ich kann viel lernen und genieße das uneingeschränkte Vertrauen meines Chefs. Noch mehr. Er ist mir in der kurzen Zeit ein väterlicher Freund und Berater geworden. Übrigens ist Professor Berkenried der Vater des einzigen Freundes, den ich hatte. Sie wissen, er fiel einer Kugel zum Opfer, ich tat seiner Erwähnung gegen Sie.

Nun genieße ich die Sohnesrechte des Verstorbenen. Viel, viel Güte wird mir zu Teil. Sogar geritten wird, denken Sie 'mal, Meta Gragert. In mancher frühen Morgenstunde haben wir beide einen Rappen, der Professor und ich, und tummeln uns im Tiergarten oder reiten schweigend Schritt nebeneinander und versuchen, uns ins Einvernehmen zu setzen mit den Unerklärlichkeiten dieses bunten wirren Lebens, das voll erdrückender Schönheit und qualvoller Tragik ist. —

Vorgestern ritt ich allein. Und zwar wußte ich von meinem Gaul kaum noch etwas, so verloren war ich in die Umwelt und in mich selbst. Die Zügel hingen. Und plötzlich stellt mein Tier sich fast senkrecht auf die Hinterbeine, so einen Schreck hatte es bekommen. Mir blieb kaum Zeit, um das Leder zu greifen. Ein Falbe jagte an uns vorbei, ein ganz merkwürdiges Tier, wahrscheinlich ein Zirkuspferd, und eine Reiterin hing ihm um den Hals, als hätte sie den Hengst vor lauter Lust im Ritt umarmt.

Es war eine wilde Szene, aber mich füllte sie mit Andacht. Ich mußte an ein Mädchen aus Dithmarschen denken. So stark mußte ich an das Mädchen denken, daß ich an diesem Brief nicht vorbeigekommen bin. Hier ist er ja, und gleich fällt er in den Kasten, dem man beinahe die Farbe des Himmels gegeben hätte.

Beinahe, liebe Meta, beinahe. Das ist ein bitterböses Wort. Aber denken Sie sich nicht gar so viel dabei. Denken ist ungesund, handeln Sie!

Mit scheinheiligen Grüßen
Ihr Wandergefährte Tyre Brink."

Dieses mal las Meta keinen der Sätze zweimal. Auch las sie nicht übermäßig lange an dem Brief. Sie legte jeden Satz in sich hinein und schloß den Schrein ab.

Besetztes Gebiet.

Und nicht einmal konnte sie sich empören, daß Tyre mit der einen Hand streichelte und die andere zum Backenstreich hob. Das war gar erst köstlich, daß ihm der Schelm so tief im Nacken saß, daß man kaum den Schopf mehr von ihm sah, und dann auf einmal war er da wie der Hanswurst im Kiekkasten. Auch das Gift hatte ihn nicht wegbeizen können, das Tyre von Kindsbeinen an im Speichel saß.

Wenn er sich nun dennoch irrte, was den Brief und eine Antwort auf ihn anging, lag es an ihm selbst. Mit dem Schluß seines Briefes verdarb er wieder alles. „Denken ist ungesund, handeln Sie!" Bis jetzt hatte doch er gehandelt, nun mochte er auch weiter handeln. Er legte doch allen Wert aufs Mannsein. Sie gab den erwähnten Paukenschlag. Um so besser, wenn ihr Urteil gesund war. Wie aus der Ochsenhaut geschlagen saß es steil aufgerichtet vor ihr. Und sollte es schließlich auf nichts hinauskommen als auf einen fröhlichen Marsch, nun wohl, dann paßten sie eben zusammen wie Trommel und Pfeife.

Von ihr, von Meta, aus wurde der Taktstock nicht gewechselt, darüber konnte die Welt untergehen. „Dieskopf", hatte ihr Vater immer zu ihr gesagt, und „Dieskopf" hatte sie oft und oft voll Verzweiflung selbst zu sich gesagt. Mochte Tyre kennenlernen, was das ist, ein dithmarscher Dieskopf. Jedenfalls war er schlimmer als ein westfälischer oder pom-

merscher Dickkopf, und das war sonst auch schon allerhand, wie man vom Hörensagen wußte. Der allerbeste Gegenwille nützte zu nichts, wie an der Strippe wurde der Kopf im Nacken hochgezogen, wenn es galt.

Nie und nimmer würde sie sich hinsetzen und einen Antwortbrief schreiben. Das wäre ja noch schöner. Denn was würde daraus werden? Nichts als ein An-den-Hals-fliegen! Sie wollte sich wohl hüten.

*

„Du", sagte Ewald Ingenfels, als er nach einem abendlichen Gang durch den Garten zu seiner Frau ins Zimmer trat, „wenn das so weiter geht mit der Meta, kann sie sich bald zum Abitur melden. Ich habe so etwas von Energie bei einem Mädchen nicht für möglich gehalten. Von Schwierigkeiten merke ich überhaupt nichts mehr, die scheint sie ganz mit sich allein abzumachen. Während der Stunden geht alles Zug um Zug."

„Ja", sagte Charlotte, „du lobst sie ja sehr die ganze letzte Zeit. Sie ist aber auch stiller geworden und weniger frisch."

„Nun", meinte Ewald, „das braucht dich doch nicht weiter wunderzunehmen, wenn ein Mädchen von Wiesen und Deich in die Großstadt kommt und die Farbe ein wenig verblaßt. Gerade heute abend habe ich mich sonst noch wieder gewundert, was für ein Fonds in dem Mädchen steckt. Wie sie so dasaß auf der Bank am Kamin, roch mir die ganze Stube nach Seewasser, und ich sah Segelschiffe, Möwen und Schaumkämme."

„Schwärmer", sagte Charlotte. „Du hast aber recht, was den heutigen Abend angeht. Meta sah außergewöhnlich vorteilhaft aus. Mehr wie bei anderen Menschen fällt mir die Verschiedenheit ihres Aussehens auf. An „Schaumkämme" hat sie mich allerdings durchaus nicht erinnert. Eher mußte ich an das Gegenteil denken. Mir scheint, ihr waren die Zügel ein wenig entglitten. Vollständig entstrafft kam sie mir vor. Wie lauter frauliche Sehnsucht. Ich glaube, wir haben die Rollen ein wenig gewechselt, Ewald. Erst glaubtest du, ein Mann sei in Metas Leben das Vorherrschende geworden, und jetzt halte ich daran fest, während du zu glauben beginnst, daß sie ihn überwunden hat. Meta tut sich Gewalt an und ist dem Kampf kaum noch gewachsen. Sie zieht sich unmerklich mehr und mehr zurück, um es vor uns zu verbergen. Es ist gar zu schade, daß sie mir in diesem Fall ihr Vertrauen nicht schenkt. Vielleicht könnte ich ihr doch helfen. Am Ende handelt es sich um ihr Ehrgefühl. Wer weiß, was ihr einer angetan hat."

„Das ist ausgeschlossen, daß sie einer narrte und dann sitzen ließ", sagte Ewald, als legte er den Garantieschein gleich dazu. „Dafür hat Meta Gragert einen viel zu klaren Blick, als daß sie sich mit einem Unwürdigen eingelassen hätte. Und glaubst du andererseits vielleicht, daß einer so ein Mädchen wieder losläßt, wenn er es einmal hat? Wenn da etwas war, war das etwas Echtes. Und sollte die Sache auf Kummer hinausgelaufen sein, hat sie einen besonderen Haken. Vielleicht war es ein verheirateter Mann."

„Was ihr Männer auch immer gleich denkt!" sagte Charlotte entrüstet. „Da muß ich aber Verwahrung einlegen. Eher würde ich wohl selbst die Ehe brechen, als daß ich es von Meta dächte."

Der sich stets in seinem Wesen gleichbleibende stille Mann mußte fröhlich auflachen. „Es braucht doch nicht gleich die Ehe gebrochen zu sein", sagte er. „Sag' du selbst, gibt es nicht unglaubliche Zufälle und Zusammenhänge? Wer kann wissen, was da im Spiel war! Irgend so eine unvorhergesehene Plötzlichkeit. Es war ja auch nur so gesagt, Kind. Ebenfalls mit einer gewissen Plötzlichkeit. Du weißt, wie ich selbst zu unserm Schützling stehe, so ein bißchen 'was von Verliebtheit ist bestimmt mit darunter. Sie ist ein ganz gefährliches kleines Mädchen für den Mann, die Meta Gragert, und zwar um so mehr, je weniger sie es weiß."

Charlotte hob den Finger: „Warte du," sagte sie, „wenn ich deiner nicht so gewiß wäre!"

Ewald Ingenfels' Gesicht war gleich wieder von bedachtsamem Ernst. „Ja," sagte er, „meiner bist du wohl sicher. Mit keinem Menschen könnten wir Wege mehr gehen, wie wir sie miteinander gegangen sind. Alles hat sich verästelt und verwurzelt. Ich brauch vor dir nicht einmal zu verschweigen, daß ein Rest bei uns Männern unweigerlich da ist. Auf einmal züngelt ein Wunsch und eine Flamme hoch. Oder so ein Schaumkamm, von dem ich vorhin sprach. Aber dann ist das Wasser gleich wieder still, und man freut sich seiner geruhsamen Fahrt."

Frau Charlotte sah in die verläßlichen Augen, von denen Ewald die Brille abgenommen hatte. „Mein Alter," sagte sie, „was hattest du gleich von vornherein für Sorgen, als wir heirateten. Und vorher schon, wie hast du Mutter und deinen beiden Brüdern geholfen. Die kleine Erbschaft von Tante Hilde kam viel zu spät, ein bißchen genießen hast du deine jungen Jahre gar nicht können. Und dann bist du gleich an mir hängen geblieben und hast gar nicht erst einen Unterschied kennengelernt."

Ewald nahm die schmale Frauenhand in seine und legte mit Inbrunst seine Lippen darauf.

*

Der Winter brachte Meta manches Schöne. Vor allen Dingen Eis. Sie konnte sich gar nicht genug tun mit dem Stahl an den Füßen und flog dahin, daß sie immer wieder die Blicke auf sich zog.

Daß sie eine elegante Läuferin war, hätte man vielleicht nicht sagen können, aber eine um so fester mit dem Eise verwachsene und selbst bei rücksichtslosester Kraftleistung noch von natürlicher Anmut.

Von Annäherungsversuchen nahm sie keine Notiz. Sie wich immer aus. Und selbst kümmerte sie sich auch um nichts, was um sie herum vorging. Lediglich das Laufen und Trainieren an sich machte ihr große, große Freude. Das war ihr als Kind schon so ergangen. Reiten und Eislauf waren ihr Bestes gewesen, als hinge fürs ganze Leben etwas davon ab und als sei wunders was damit zu erreichen. So konnte ihr natürlich nicht leicht etwas imponieren, sie stand immer selbst mit an der Spitze.

Nur an einem knisterklaren Frosttag zog eine Gruppe von vier Herren und vier Damen ihre Aufmerksamkeit auf sich. Die Acht hatten sich abgesondert von den übrigen Läufern und führten mit großer Geschicklichkeit Tänze auf. Tänze, die Meta nicht kannte und die in ihrer bunten Reihenfolge an sich schon reizten. So war zum Beispiel das liebe alte Menuett darunter und zum Kontrast auch von den modernen Sprüngen. Meta mußte immer wieder hinsehen, und plötzlich — sie wußte selbst nicht, wie sie dazu kam — begann sie mitzuhalten.

Sie fing damit an, die Gruppe in einem weiten Bogen zu umkreisen, und fühlte bereits, daß man sie gewahrt und als ebenbürtig anerkannt hatte, und der Kontakt war da.

Ohne ein Wort zu verlieren oder einen Gruß zu tauschen, fügte sie sich nun einfach an. Flog zwischen den Paaren hindurch, um sie herum und mitten unter sie — wie es sich gerade fügte —, daß es für alle ein Erstaunen und ein großer Spaß war.

Man dachte nicht anders, als daß man es mit einer Künstlerin zu tun hätte, war ganz Huldigung und stellte sich völlig auf Meta ein. Aber zuletzt gaben die Herren einen Wink, alle Hände schlossen sich zu einer Kette, und Meta war gefangen.

Für wenige Sekunden. Denn dann war alles verblüfft. Meta verneigte sich mit komischer Grandezza, und während man allgemein einen aus der Luft gegriffenen Namen erwartete, hatte sie nur zum Sprunge ausgeholt und war so schnell und leicht über ein Glied der Kette hinweg, daß sie einen Vorsprung hatte, bis man sich von seinem Erstaunen erholen konnte.

Dann allerdings war Rolf Ried hinter ihr her und stellte sie nach einem kleinen Dauerlauf von fünf Minuten.

Die andern Herrschaften hatten den Wettlauf gespannt beobachtet. „Wollen Sie nicht auch mithalten, Felsner?", wurde ein schlanker, sehr großer Herr befragt.

„Nein", sagte der Angeredete bedauernd. „Ich möchte schon, aber dem Ried komme ich nicht ins Garn."

Rolf Ried war Flieger, gehörte zu Hamburgs erster Gesellschaft und war als großer Draufgänger bekannt. Sonst aber gut zu leiden und als zuverlässiger Kamerad bekannt.

„Wenn ich Sie anders nicht eingeholt hätte, hätte ich meinen Browning genommen und hätte Ihnen in die linke kleine Zehe geschossen", sagte er zu Meta, als sie beide mit ringendem Atem voreinander standen.

„Das hätte mir gar nichts gemacht!" lachte Meta heraus. „Vielleicht hätten Sie nur den Nagel getroffen." Sie stand in der frischen Winterluft da, daß nur die vielen Menschen sie schützten. Sie war viel mehr als schön, sie war das Jungsein selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Gebet.

Herr, laß mich hungern dann und wann,
Satt sein macht stumpf und träge,
Und schick mir Feinde, Mann um Mann,
Kampf hält die Kräfte rege.

Gib leichten Fuß zu Spiel und Tanz,
Flugkraft in goldne Ferne,
Und häng den Kranz, den vollen Kranz,
Mir höher in die Sterne.

Gustav Falke.

Der Meister.

Skizze von Helene Klepetar.

Er war sein Schüler. Mit der Anziehungskraft, die ihn zu dem Genie drängte, hing er ihm von Jugend auf an und gehörte anfangs zu den wenigen, die die neue Lehre erfaßten. Allmählich vergrößerte sich der Kreis der Hörer, und der Name des Meisters wurde weltbekannt. Der Meister behielt seinen Hochsitz, sah die Zahl seiner Anhänger wachsen, zu einer Schule werden, einem Wall, der ihn gegen Angriffe schirmte und in sich selbst verkittet war zu gegenseitiger Stütze. Er, der erste Schüler, blieb einsam. Mit dem Meister wäre er gern durch Dick und Dünn gegangen, mit den anderen verband ihn nichts. Er baute die Lehren für sich allein aus, fand Neues, stellte Thesen auf, die mit denen des Meisters vereint ein Ganzes geworden wären und nun verurteilt waren, Stückwerk zu bleiben. Der Meister sah über ihn hinweg. Er war ihm kein Jünger Johannes, kein Liebling, weit eher ein Unbequemer, allzu Naher, allzu Durchschauender. Er verlangte blinde Hingabe, bedingungsloses in ihm Aufgehen, und hier stieß er auf selbständiges Urteil. Zuweilen war es ihm, als hielte ihm gerade dieser Schüler einen Spiegel vor, worin er sich selbst mit unbarmherziger Schärfe erblickte, nicht im schonenden Lichte verklärender Entfernung. So etwas konnte man nicht brauchen, wenn man durchdringen wollte, und durchdringen mußte seine Schule, seinen Namen weit hinaustragen über Länder und Meere. Er war der Geist, der keine Schranken kannte; der Schüler indes lebte in strenger Zucht, in einer Wachsamkeit, die selbst vor ihm nicht Halt machte. Der Meister war wie ein breitausladender Baum, der Blüten und Früchte zugleich spenden konnte, der Schüler glich einem jener an Felsen emporstrebenden strengen Gewächse, von denen man oft nicht weiß, ob sie Pflanze sind oder Stein. Vom Meister ging etwas Strahlendes aus, vom Schüler etwas Erstarrendes. So kam es, daß sie einander in die Augen sehen konnten und nicht wußten, ob sie Feinde oder Freunde waren. Dennoch brannte in dem Schüler der Ehrgeiz: Arbeiten, sich behaupten, die Aufmerksamkeit des Lehrers auf sich ziehen, welche andern, die tief unter ihm standen, so leicht zuteil wurde. Fremde Anerkennung war ihm gleichgültig. Allmählich, fast zu seinem eigenen Erstaunen, wurde sein Name bekannt, sogar häufig neben dem des Meisters genannt. An seinem Schreibtisch vergaß er, daß die Jahre gingen, sein Haar ergraute, und daß derjenige, der einst sein Lehrer gewesen und jetzt Weltruhm genoß, zum alten Manne geworden war. Noch immer geschah es, daß der Meister seine Anhänger zu sich berief, ihre Arbeiten prüfte, in Verbindung mit ihnen blieb. Eines Tages meldete er sich zum Wort. Seit Jahren zum ersten Mal. Sein Werk war fertig. Ein Werk, das ohne den Lehrer nie entstanden wäre und sich trotzdem von ihm entfernte. Ursprung und Trennung sollten es kennzeichnen, Fügung und Auflehnung würde es enthalten. Der Grundriß war vom Meister gezeichnet, die Kuppel von ihm erbaut. Der Meister mußte ihn hören, endlich hören, seine Gabe empfangen, die Dank und Rache zugleich bedeutete. Über ein vergrübeltes, in sich geschlossenes Leben hinweg würden sie sich dann erkennen kraft des Geistes, der in ihnen beiden lebte.

Es war sehr still im Raum, während er las. Die Zuhörer warteten. Er legte das letzte Blatt aus der Hand und blickte auf.

Oben am Hauptplatz des Tisches saß der Meister — regungslos. Sein Blick schweifte über den Schüler hinweg, genau so wie früher. Er war müde. Diese Schülerabende strengten an. Gewiß, er wollte gerecht sein — nur heute keine Kleinlichkeit! Allein seinem Verstand, der nicht mehr so kristallen war wie einst, sondern mystisch verdunkelt von den Schwingen des großen schwarzen Engels, der unsichtbar und unerbittlich seiner harrte, gelang es nicht. Mit leiser, ein wenige gezwungener Stimme dankte er für den Vortrag. Höflich fügte er hinzu, das Thema sei ihm fern. Die andern wagten keine Meinung.

Dem Schüler war, als sei er allein wie immer . . . Sein Werk hätte eine Brücke schlagen sollen, Funke hätte zum Funken springen müssen, und nun war es nur bei hallenden Worten geblieben. Was lag daran, ob er später Würdigung erfuhr? Heute, an diesem Tage, hätte ihm Genugtuung werden müssen, die Genugtuung eines Zweikampfes mit gleichen Waffen.

Plötzlich durchschnitt ihn das Wort: gleiche Waffen? Der alte Mann dort oben war ja waffenlos. An dem, was er gespendet hatte, nahmen seine Jahre nicht mehr teil. Eine Hülle, ein Symbol, saß noch vor ihnen. Und er selbst? Ihm war, als griffe er in die Luft. Das Werk seines Lebens hatte er dem Meister darbieten wollen, und — sein Meister verstand es nicht.

Der Wettlauf.

Skizze von Otto Fabian.

Breit und behäbig stand der Bärenwirt hinter dem Schanktisch. Seine nackten, stämmigen Arme tauchten jedesmal mit einem halben Dutzend Biergläsern in den Wasserkasten, daß es schäumte und gluckste.

Weitausladende Kastanien milderten vor den Fenstern die Glut des sengenden Sommertages. Die Schankstube war um die Mittagszeit kühl und leer. Ein Gast trat ein, rotgebrannt, staubig, triefend von Schweiß. Er setzte sich an einen der weißgescheuerten Tische und warf die Aktentasche mißmutig auf den nächsten Stuhl.

„Was darf ich bringen?" fragte artig der Bärenwirt. Der Gast schnupperte. „Hm, Sauerkraut und Eisbein? Nicht übel! Bringen Sie mir eine Portion." — Und als der Wirt schon fast hinterm Schanktisch verschwunden war, rief er noch hinterdrein: „Es darf ruhig eine anständige sein, wissen Sie, für einen guten Magen!"

Mit der Ankunft der dampfenden Schüsseln hellten sich die Mienen des Hungrigen zusehends auf. Er zeigte eine Angriffslust auf Sauerkraut und Eisbein, die selbst den Bärenwirt in gelindes Erstaunen versetzte. Und das wollte etwas heißen.

Da betrat noch ein Gast die Schankstube. Dem hatte die Hitze nicht minder zugesetzt. Er bat den Wirt um einen kühlen Trunk, den er schluckweise einnahm. Dann sah er sich im Wirtsraume um, und sein Blick begegnete dem des anderen Gastes, der gerade sein Mahl beendete.

„Na, das ist doch — trau' ich meinen Augen — — aber sowas — — Kamerad Hönnecke! So trifft man sich wieder! Bravo, alter Junge!"

Händeschütteln, Umarmen, helle Wiedersehensfreude in beider Augen. Sie setzten sich, taten mit ein paar kurzen Fragen und Antworten die Widerwärtigkeiten des gesteigerten Lebenskampfes ab und waren bald bei vergangenen Zeiten angelangt. Zwischendurch widmete auch der neue Gast sich dem Mittagsmahl mit anerkennenswerter Hingabe. Der Bärenwirt schmunzelte. Die beiden Gäste, die seiner Küche solche Ehre antaten, gefielen ihm.

„Weißt du noch, Gustav, am Isonzo? Junge, ich sage dir — —"

Gedankenvolles Erinnern flatterte durch den kühlen Raum. Der Papagei, wohlig der Mittagsruhe pflegend, spreizte sich. Ein unschöner Laut blieb ihm in der Kehle stecken.

„Wir müssen eine Flasche trinken zur Erinnerung an das Erlebte", schlug Kamerad Hönnecke vor. „So jung treffen wir uns nicht wieder, und dann: der Lebenswille ist das Sieghafte im Menschen!"

Der andere nickte. Darauf stieg der Bärenwirt in den Keller und griff ohne Besinnen nach dem Besten, denn Ehre, wem Ehre gebührt!

Goldgelb leuchtete der Wein im Glase. Sie stießen an. Der helle Klang lief wie ein neckisches Gelächter an den dunkelgetönten Wänden entlang. Der Bärenwirt spürte in seiner Brust ein schönes Gefühl aufsteigen. Kerle, prachtvolle Kerle!

Über ernstem und heiterem Sicherinnern nahte endlich die Trennungsstunde. „Zahlen, Herr Wirt!" sagte der erste Gast, mit der rechten Hand, die einen Fünfzigmarkschein hielt, eine kreisende, nicht mißzuverstehende Bewegung machend. Aber da begehrte entrüstet der andere auf: „Lieber Artur, das gibts nicht! Ich habe den Vorrang, also bitte kein Wort."

Der Papagei, aus seinem Mittagsschlaf erwachend, mischte sich in die Unterhaltung: „Dina — Trottel — Trot — tel — —". Der Wirt drohte zornig nach dem Käfig hin. Die Feier des unverhofften Wiedersehens schien einen erhebenden Ausklang nehmen zu wollen. Tief gerührt ob der Selbstlosigkeit der beiden sagte der Wirt mit freundlichem Lächeln: „Wenn nun mal jeder bezahlen will, muß das Los entscheiden!"

„Das Los, gut! Und wie?"

„Nun, vielleicht mit Streichhölzern? Paar oder unpaar?"

„Nicht doch", meinte Kamerad Hönnecke, „das ist ein dummes Glückspiel."

Der Papagei kreischte stärker: „Dina, Trottel — Trot — tel — — —". Diesmal aber brachte der Wirt, ehrlich erbost, ihn unsanft zur Ruhe. Unterdes fiel Kamerad Hönnecke das Rechte ein.

„Wettlaufen", sagte er, „ist das einzig Richtige. Da gibts keinen blinden Zufall, und obendrein ist's auch 'mal was anderes."

„Das ist ein Gedanke!" stimmten die anderen bei. Darauf nahmen die Gäste Hut und Tasche und gingen hinaus. „Bis zur alten Buche da vorn wird's genügen", meinte der Wirt. Etwa 50 Meter weiter machte die Straße eine starke Biegung. „Also aufgepaßt, ich zähle. Eins — zwei — drrrrei!"

Sie stoben davon, daß der Sand spritzte. Ein edler Wettkampf hob an. Dem Bärenwirt hüpfte vor Freude das erkleckliche Bäuchlein. Lachend schlug er sich mit beiden Händen auf die prallen Oberschenkel. Plötzlich aber verdunkelte ein Schatten sein freudeglänzendes Gesicht. Die beiden Wettkämpfer waren an der alten Buche vorbei und rannten immer noch, rannten, rannten und — — verschwanden in der Krümmung. Dem Wirt wurde schwarz vor den Augen. Um so heller aber entzündete sich in seinem Innern das Lichtlein einer jähen Erkenntnis. „Halt", schrie er aus Leibeskräften, die Arme wild in die Luft werfend. „Halt! Gauner, Lumpenpack! Haaaalt!"

Drinnen übertönte der Papagei die scheltende Stimme: „Dina — Trot—tel — — Trot—tel!"

Ein Tagebuch aus der Sommerfrische.

Das Ferienerlebnis.

Von Yorik.

3. August: Reisefertig, morgen soll's losgehen.

4. August: Den Zug noch glücklich erreicht. Das Kupee ziemlich besetzt. Am Fensterplatz mir gegenüber ein Bubikopf mit Berechtigung dazu. Gerade so mein Typ. Sie fragt mich, ob unser Zug in Freiburg Anschluß nach Schwarztannenbach hat. Ich: „Apropos, Anschluß, ob der Zug einen hat, weiß ich nicht; ich hoffe bestimmt, einen zu bekommen und fahre auch nach Schwarztannenbach." Sie: „Na, da können wir ja gemeinsam sehen, wie es mit dem Anschluß wird."

5. August: Schwarztannenbach ist unerhört schön. Der Name scheint sehr alt zu sein. Die Waldungen mit den Schwarztannen sind wohl im Dreißigjährigen Kriege abgeholzt worden. Der Bach existiert auch nicht mehr. Der Ortsälteste weiß nicht, wo er war und wo er hingekommen ist. Aber es ist unerhört schön. Elli findet es auch. Sie hat ihrer Freundin schon eine Ansichtskarte geschrieben, die ich beim Portier gelesen habe: „Hier ist's fabelhaft. Schade, daß du nicht da bist, und ich habe schon reizenden Anschluß gefunden."

6. August: Elli fragte mich, ob ich schon verheiratet bin. Ich sagte nein, die Zeiten wären zu unsicher. Sie sagte, eine Schwester von ihrer Großmutter hätte eine Aufwertungshypothek. Ich antwortete: „Besser eine Glatze als gar keine Haare", und Elli meinte: „Wieso —?"

7. August: Es regnet. Elli löst Kreuzworträtsel. Sie fragt mich, ob ich ein Wort mit drei Buchstaben kenne, das mit E anfängt, mit E aufhört und Verbundenheit fürs Leben bedeutet. Ich sagte: „Nein, das Wort kenne ich nicht."

8. August: Das Wetter ist wieder besser. Wir haben nach dem Nachtessen einen Spaziergang gemacht. Weil der Mondschein so entzückend in Ellis Bubikopf spielte, mußte ich sie küssen. Sie sagte: Das soll ich unterlassen; das schicke sich nicht. Ich wäre ein Loser! Ich sagte: „Jawohl", und tat es doch wieder. Auf dem Heimweg sagte sie, jetzt wäre ihr das Wort aus dem Kreuzworträtsel eingefallen. Ob nicht vielleicht „Ehe" gemeint sei. Ich sagte: „Das halte ich für ausgeschlossen, meiner Ansicht nach ist das nicht gemeint."

9. August: Elli ist etwas verstimmt, weil ich nichts von Aufwertungshypotheken halte. Sie nannte mich einen prosaischen Menschen.

10. August: Heute wieder Mondscheinspaziergang. Elli ist goldig. Sie hat es anscheinend aufgesteckt, das Kreuzworträtsel zu lösen. Sie hat nichts mehr davon erwähnt.

12. August: Elli kommt glückstrahlend gelaufen: „Meine süße Mammi kommt mich für zwei Tage besuchen. Sie freut sich so." Ich: „Das kann ich mir denken." Abends gepackt!

13. August: Mit dem ersten Zug um 4.38 abgefahren. Im letzten Moment, ich sitze schon im Abteil, kommt ein Mensch atemlos gerannt: „Entschuldigen Sie, ich bin der Hausdiener, ich habe Ihnen die Stiefel geputzt." Ich: „Aber deswegen hätten Sie sich doch nicht zu entschuldigen brauchen." — Abfahrt.

15. August: Hier in Frankfurt ist es auch ganz schön, wenn man Ferien hat. Stadion und so — —

16. August: Empfing heute einen Brief. Hübsche Angelegenheit das. Herrn Gottfried Schulze. Sehr geehrter Herr! Meine Tochter Elli hat mir mit Glückstränen von Eurer heimlichen Verlobung erzählt. Nach den unsererseits über Sie eingezogenen Erkundigungen brauchen Sie sich gar nicht zu schenieren. Wir sehen Ihrer offiziellen Bewerbung und Ihrem dementsprechenden Besuch gern entgegen. Sollten wir keine Antwort auf diesen Brief erhalten, so müssen wir annehmen, daß Sie ihn nicht bekommen haben und müßten ihn auf offener Postkarte nochmals unter Ihrer Dienstadresse abschicken, damit wir auch sicher ... usw.

20. August: Ich atme wieder frei. Die Antwort ist abgegangen. Von einem Freunde. Ich sei verschollen, an Liebeskummer gestorben.

24. August: Sah gestern Elli von weitem im Stadion. Sie trägt Trauer. Gänzlich schwarzes Badetrikot. Ich hatte, glaube ich, einen Taucherrekord aufgestellt. So taucht nur ein Toter. Ellis Freundinnen scheinen neidisch auf sie zu sein. Besser ein toter Bräutigam als gar keiner.

25. August: Heute zum ersten Male wieder Dienst gemacht. Mein Gesuch um Versetzung genehmigt.

Bunte Chronik

*** Unermüdliche Kanzelredner.** Der Stiftsprediger der Kathedrale zu Norwich, Hay Aitken, beging dieser Tage im Alter von 86 Jahren das seltene Fest der diamantenen Hochzeit durch eine Predigt in seiner Stiftskirche, und diese Predigt war die zweiundzwanzigtausendste, die er in seinem langen Leben als Geistlicher gehalten. Diese Höchstleistung wird von keinem lebenden Geistlichen erreicht und von früheren vielleicht nur von John Wesley (1703—1788) übertroffen, dem Stifter der Methodistengemeinde. Seine Schriften, über hundert Bände füllend, enthalten gegen vierzigtausend Predigten. Diese erstaunliche Leistung verdankte Wesley nur seiner unerschütterlichen Gesundheit, die ihn noch kurz vor seinem Tode dankbar bekennen ließ, daß er in den fünfundachtzig Jahren seines Lebens auch nicht eine Nacht unruhig geschlafen habe. Erklärlich erscheint diese riesige Anzahl von Predigten ferner dadurch, daß Wesley sich kurz faßte und meist nicht länger als zwanzig Minuten sprach, während sein Freund George Whitefield (1714—1770), der Mitbegründer der Methodistengemeinde, es nur auf 56 Jahre und achtzehntausend Predigten brachte, die sich aber dafür nicht selten bis über zwei Stunden ausdehnten.

•

*** Das älteste Parlament der Welt.** Altinget, Islands gesetzgebende Körperschaft, wird im Sommer des Jahres 1930 sein tausendjähriges Bestehen festlich begehen. Es hat seit dem Jahre 930 ununterbrochen bestanden und dürfte somit das älteste Parlament der ganzen Welt darstellen. Ursprünglich wurde diese Versammlung wie alle germanischen Things unter freiem Himmel abgehalten, eine Sitte, die sich bis Ende des 18. Jahrhunderts erhielt, worauf dann der Tagungsort nach der Stadt Reykjavik verlegt wurde. Sämtliche skandinavischen Länder sowie Deutschland und England werden durch Vertreter an den geplanten Festlichkeiten teilnehmen. Man rechnet zu diesem Zeitpunkt mit der feierlichen Eröffnung eines isländischen Nationaltheaters sowie mehrerer Kunstausstellungen, die Zeugnis ablegen sollen vom kulturellen Eigenleben dieses nordischen Inselvolkes.

•

*** Zeitgemäß.** In Paris hat sich ein großer, moderner Damenfrisiersalon aufgetan, in welchem in dem Warteraum eine Jazzband-Kapelle ihre munteren Weisen ertönen läßt, und die Kundinnen hüpfen im Charleston und Black Bottom, bis an sie die Reihe kommt, ihren Bubikopf bearbeiten zu lassen. Sie haben somit das beruhigende Bewußtsein, keine Minute ihrer kostbaren Zeit ungenützt gelassen zu haben.

Lustige Rundschau

*** Auf dem Lande.** Papa und Otto wandern über Land. Ein Bauer fährt mit einer Walze über den Acker. „Sieh mal," ruft Otto, „der Mann punktrollert das Feld."

•

*** Der schlaue Patient.** Ein Arzt hat die Gewohnheit, für die erste Konsultation 8 Mark und für die zweite 5 Mark zu nehmen. Infolgedessen begibt sich John zu dem Arzt und sagt: „Da bin ich wieder!" — „Aber ich habe Sie doch noch gar nicht gesehen?" — „Doch, ich war vorige Woche da." Nun wird John vom Arzt untersucht, der natürlich gemerkt hat, daß John bloß 3 Mark sparen will. — „Fahren Sie mit der vorige Woche angegebenen Behandlung fort", sagte der Arzt. „5 Mark bitte!"

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.